

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Pittacus Lore**

**Number 4**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

*Die Tür beginnt zu vibrieren, ein windschiefes Ding aus Bambustrieben, mit abgerissenen Schnüren zusammengebunden. Das kaum wahrnehmbare Zittern hört gleich wieder auf. Wachsam heben sie die Köpfe – ein vierzehnjähriger Junge und ein fünfzigjähriger Mann, den jeder für seinen Vater hält, der aber nahe einem anderen Dschungel auf einem anderen Planeten, Hunderte von Lichtjahren entfernt, geboren wurde. Mit nackten Oberkörpern liegen sie in einer Hütte einander gegenüber, jeder unter einem Moskitonetz. Sie hören ein fernes Knacken, ähnlich dem Geräusch, das Tiere beim Brechen eines Astes verursachen. In diesem Fall klingt es allerdings, als wäre der ganze Baum umgestürzt.*

*»Was war das?«, fragt der Junge.*

*»Psst!«*

*Insekten sirren. Ansonsten absolute Stille. Der Mann schiebt die Beine über den Rand seines Feldbetts, als das Vibrieren wieder beginnt. Ein längeres, stärkeres Wackeln und wieder ein Knacken, diesmal näher. Der Mann atmet tief ein, während er langsam die Hand zum Riegel schiebt. Der Junge setzt sich auf.*

*»Nein«, flüstert der Mann, und in diesem Moment stößt ein Schwert, lang und glänzend, aus einem Weißmetall, das nirgendwo auf der Erde zu finden ist, durch die Tür und sinkt tief in die Brust des Mannes. Es dringt durch den Rücken, ragt fünfzehn Zentimeter hervor, bevor es schnell wieder herausgezogen wird. Der Mann stöhnt. Der Junge ringt nach Luft. Der Mann*

*macht einen letzten Atemzug und stößt nur ein Wort hervor: »Lauf!« Dann fällt er leblos zu Boden.*

*Der Junge springt von seinem Lager auf und stürzt durch die Rückwand. Er gibt sich nicht mit Tür oder Fenster ab, sondern läuft buchstäblich durch die Wand, die zerreißt wie Papier, obwohl sie aus kräftigem, hartem afrikanischem Mahagoni besteht.*

*Er rennt in die kongolesische Nacht, springt über Bäume, läuft mit einer Geschwindigkeit von etwa hundert Kilometern in der Stunde. Seine Sinne sind übermenschlich. Er weicht Baumgruppen aus, bricht durch ein Gewirr von Schlingpflanzen, springt mit nur einem Satz über Bäche. Schwere Schritte hinter ihm kommen mit jeder Sekunde näher. Auch seine Verfolger haben besondere Fähigkeiten. Und sie haben etwas bei sich, über das er nur Gerüchte gehört hat; etwas, das er nie auf der Erde zu sehen glaubte.*

*Das Krachen kommt näher. Der Junge hört ein tiefes, kräftiges Brüllen. Was auch immer hinter ihm ist, es wird schneller. Vor ihm öffnet sich der Dschungel, und eine gewaltige Schlucht tut sich auf, neunzig Meter breit und ebenso tief. Am Grund fließt ein Fluss. Am Ufer liegen riesige Felsblöcke; bei einem Sturz würde der Junge auf ihnen zerschellen. Die einzige Möglichkeit ist, die Schlucht zu überqueren. Es ist nur Platz für einen kurzen Anlauf. Eine einzige Chance, sein Leben zu retten. Selbst für ihn oder einen der anderen hier auf der Erde, die sind wie er, ist dieser Sprung fast unmöglich. Doch zurücklaufen, in den Abgrund fallen oder den Kampf wagen bedeutet den sicheren Tod. Es bleibt nur ein Ausweg.*

*Das Gebrüll hinter ihm ist ohrenbetäubend. Sie sind sechs, vielleicht neun Meter entfernt. Er läuft fünf Schritte zurück, rennt los – und direkt vor dem Rand springt er ab und fliegt über die Schlucht. Drei oder vier Sekunden lang ist er in der*

*Luft. Er schreit und streckt die Arme vor. Jetzt kommt die Sicherheit oder das Ende.*

*Dann schlägt er auf dem Boden auf und stolpert vorwärts bis zum Stamm eines Mammutbaums. Er lacht. Er kann nicht glauben, dass er es geschafft, dass er überlebt hat. Er will sie nicht sehen. Er weiß, dass er weiterlaufen muss, aber noch bleibt er stehen und wendet sich zum Dschungel.*

*Plötzlich legt sich eine riesige Hand um seine Kehle. Er wird vom Boden gehoben, wehrt sich, tritt, versucht davonzukommen, aber er weiß, dass es vergeblich ist. Es ist vorbei. Er hätte wissen sollen, dass sie auf beiden Seiten sein würden. Wenn sie ihn einmal gefunden hatten, war keine Flucht mehr möglich.*

*Der Mogadori hebt ihn hoch, sodass er ihm auf die Brust sehen und das Amulett erkennen kann, das nur er und seinesgleichen tragen können. Der Mogadori reißt es ab und steckt es irgendwo in seinen langen schwarzen Umhang. Als seine Hand wieder aus dem Umhang herauskommt, trägt sie ein Schwert aus glänzendem weißem Metall.*

*Der Junge blickt dem anderen in die tiefen, gefühllos schwarzen Augen und spricht: »Die Erben leben. Sie werden einander finden, und wenn sie bereit sind, werden sie euch zerstören.«*

*Der Mogadori lässt ein scheußliches, höhnisches Lachen hören. Dann hebt er das Schwert, die einzige Waffe im Universum, die den Zauber brechen kann, der den Jungen bis heute schützte – und der immer noch die anderen schützt.*

*Die Klinge flammt silbrig auf, als sie zum Himmel deutet, so als würde sie lebendig, würde ihre Aufgabe spüren und sich erwartungsvoll strecken. Und als sie fällt, ein Lichtschweif im Schwarz des Dschungels, glaubt der Junge immer noch, dass ein Teil von ihm überleben und nach Hause finden wird. Er schließt die Augen. Das Schwert stößt zu.*

*Und dann ist es vorbei.*

# 1

Am Anfang waren wir zu neunt. Wir reisten ab, als wir jung waren, fast zu jung, um uns zu erinnern.

Fast.

Man erzählte mir, dass die Erde bebte, dass Licht und Explosionen den Himmel erleuchteten. Es war in diesen zwei Wochen im Jahr, in denen beide Monde sich am Horizont gegenüberstehen, eine Zeit zum Feiern, und die Explosionen wurden zunächst irrtümlich für Feuerwerk gehalten. Es war warm und eine sanfte Brise wehte vom Wasser herüber. Immer wieder berichtete man mir, wie das Wetter war: Es war warm. Ein leichter Wind wehte. Ich habe nie verstanden, warum das wichtig sein soll.

Am besten ist mir in Erinnerung geblieben, wie meine Großmutter an jenem Tag aussah. Sie war außer sich und zugleich traurig. Tränen schimmerten in ihren Augen. Mein Großvater stand direkt hinter ihr. Ich erinnere mich, wie sich in seinen Brillengläsern das Tageslicht sammelte. Es gab Umarmungen. Jeder von ihnen sagte etwas. Ich weiß nicht mehr, was. Nichts quält mich mehr als das.

Es dauerte ein Jahr, bis wir hier waren. Ich war fünf Jahre alt, als wir ankamen. Bis wir nach Lorien zurückkehren konnten, weil das Leben dort wieder möglich war, sollten wir uns an diese Zivilisation anpassen. Wir neun sollten uns verteilen, jeder seiner eigenen Wege gehen. Wie lange, wusste niemand. Und wir wissen es immer noch nicht. Keiner von den anderen

hat Kenntnis darüber, wo ich bin, und ich weiß nicht, wo sie sich befinden oder wie sie jetzt aussehen. So schützen wir uns, denn der Zauber, mit dem wir belegt wurden, als wir abreisten – dieser Zauber garantiert, dass wir nur in der Reihenfolge unserer Nummern getötet werden können, solange wir getrennt bleiben. Wenn wir zusammenkommen, wird der Zauber gebrochen.

An unserem linken Knöchel bildete sich, nachdem der lorienische Zauber gesprochen worden war, eine kleine Narbe in Form des Amuletts, das jeder von uns trägt. Und wenn einer von uns entdeckt und getötet wird, zieht sich eine runde Narbe um den rechten Fußknöchel derer, die noch leben. Diese Male sind ein anderer Teil des Zaubers: ein Warnsystem, das uns informiert, wie es um die anderen bestellt ist, und auch darüber, wann sie den Nächsten von uns suchen werden.

Die erste Narbe erschien, als ich neun Jahre alt war. Wir lebten in Arizona, in einer kleinen Grenzstadt in der Nähe von Mexiko. Mitten in der Nacht wachte ich schreiend vor Schmerz auf und beobachtete völlig verängstigt, wie sich die Narbe in mein Fleisch brannte. Es war das erste Zeichen dafür, dass die Mogadori uns schließlich auf der Erde gefunden hatten – und gleichzeitig die erste Warnung, dass wir in Gefahr waren. Bis zu dem Zeitpunkt hatte ich mich fast schon selbst davon überzeugt, dass ich mir meine Erinnerungen eingebildet hatte, dass das, was Henri mir erzählt hatte, falsch war. Ich wollte ein normales Kind mit einem normalen Leben sein. Aber plötzlich waren alle Zweifel weggewischt und jede Diskussion überflüssig: Ich war kein normales Kind.

Am nächsten Tag zogen wir nach Minnesota.

Die zweite Narbe trat auf, als ich in Colorado in der Schule gerade an einem Buchstabierwettbewerb teilnahm. Sowie der Schmerz anfang, wusste ich, was passiert war, was mit Nummer Zwei geschehen war. Der Schmerz war entsetzlich, aber diesmal

erträglich. Ich wäre sogar auf der Bühne der Aula sitzen geblieben, doch die Hitze setzte meine Socke in Brand. Der Lehrer, der den Wettbewerb leitete, besprühte mich mit einem Löschergerät und brachte mich schleunigst ins Krankenhaus. Der Arzt in der Notaufnahme fand die Feuernarbe und rief die Polizei. Als Henri kam, drohten sie, ihn wegen Kindesmisshandlung zu verhaften. Aber weil er überhaupt nicht in meiner Nähe gewesen war, als sich die zweite Narbe bildete, ließen sie ihn gehen. Wir stiegen in den Wagen und fuhren davon, diesmal nach Maine. Alles, was wir besaßen, ließen wir zurück – außer dem lorientischen Kasten, den Henri bei jedem Umzug mitnahm. Bei allen einundzwanzig Umzügen bis heute.

Die dritte Narbe kam vor einer Stunde. Ich saß gerade in einem Pontonboot, das den Eltern des beliebtesten Jungen meiner Schule gehörte; er feierte darauf eine Party, von der sie nichts wussten. Noch nie zuvor war ich zu den Partys meiner Mitschüler eingeladen worden. Ich war immer für mich geblieben, weil ich wusste, dass wir jede Minute abreisen könnten. Aber zwei Jahre lang war es ruhig gewesen. Henri hatte in den Nachrichten nichts gefunden, was die Mogadori hätte zu einem von uns führen oder auf uns aufmerksam machen können. Also hatte ich mir ein paar Freunde gesucht. Und einer von ihnen machte mich mit dem Typ bekannt, der die Party organisierte. Alle trafen sich auf einem Dock. Drei Kühlboxen, Musik und Mädchen waren dabei – Mädchen, die ich von Weitem bewunderte, mich aber bisher nie getraut hatte anzusprechen.

Wir fuhren aus dem Dock und eine halbe Meile weit in den Golf von Mexiko hinein. Ich saß auf dem Rand des Pontons, ließ die Füße ins Wasser hängen und sprach gerade mit einem süßen, dunkelhaarigen Mädchen mit blauen Augen namens Tara, als ich es kommen spürte. Das Wasser um mein Bein begann zu kochen und Fuß und Wade leuchteten, als die Narbe

sich ins Fleisch grub. Das dritte Loriensymbol, die dritte Warnung. Tara schrie und die anderen Kids drängten sich um mich. Ich wusste, dass ich es nicht erklären konnte. Und ich wusste, wir würden sofort abreisen müssen.

Jetzt stand mehr auf dem Spiel. Sie hatten Nummer Drei aufgesucht, wo immer er oder sie auch gewesen war, und Nummer Drei war tot. Ich beruhigte Tara, küsste sie scheu auf die Wange und sagte ihr, es sei schön gewesen, sie kennenzulernen, und dass ich hoffte, sie hätte ein langes, wunderbares Leben. Dann machte ich einen Kopfsprung vom Bootsrand und schwamm, so schnell ich konnte, die gesamte Strecke bis zum Ufer unter Wasser, bis auf einen einzigen Atemzug etwa auf halbem Weg. Dann rannte ich den Highway entlang, immer versteckt innerhalb der Baumlinie, mit der gleichen Geschwindigkeit wie die Autos neben mir.

Als ich nach Hause kam, saß Henri vor den Monitoren und Internetprogrammen, mit denen er Nachrichten aus aller Welt und die Polizeiaktivitäten in unserer Gegend recherchierte. Bevor ich auch nur ein Wort sagte, wusste er Bescheid; er zog den noch kurz meine nasse Hose hoch, um die Narben zu sehen.



Neun von uns sind entkommen.

Drei sind schon tot.

Sechs von uns sind noch übrig.

Sie verfolgen uns, bis sie alle getötet haben.

Ich bin Nummer Vier.

Ich weiß, dass ich der Nächste bin.

## 2

Ich stehe mitten in der Auffahrt und starre zu dem Haus hinauf. Es ist in einem hellen Zuckerguss-Pink angemalt und steht auf Holzpfählen ungefähr dreißig Zentimeter über dem Boden. Davor wiegt sich eine Palme im Wind. Hinter dem Haus erstreckt sich ein Pier achtzehn Meter weit in den Golf von Mexiko. Wenn das Haus eine Meile weiter südlich stünde, wäre der Pier mitten im Atlantik.

Henri kommt aus dem Haus. Er trägt die letzte der Kisten, von denen einige nach unserem letzten Umzug gar nicht ausgepackt worden waren. Er schließt die Tür ab und wirft die Schlüssel in den Briefkasten daneben. Es ist zwei Uhr früh. Henri trägt Khakishorts und ein schwarzes Polohemd. Er ist braun gebrannt, sein unrasiertes Gesicht sieht niedergeschlagen aus. Auch ihm fällt der Abschied schwer. Er stellt die letzten Kisten hinten in den Truck zu unseren anderen Sachen.

»Das wär's«, sagt er.

Ich nicke. Wir stehen da, schauen zum Haus hinauf und lauschen dem Wind in den Palmwedeln. Ich habe eine Tüte Selverie in der Hand. »Dieses Haus wird mir fehlen, die Umgebung auch«, sage ich. »Noch mehr als die Orte davor.«

»Mir auch.«

»Zeit fürs Feuer?«

»Ja. Willst du oder soll ich?«

»Ich mache es.«

Henri wirft seine Briefftasche auf den Boden. Ich tue es ihm

nach. Er geht zum Wagen, kommt zurück mit Pässen, Geburtsurkunden, Versicherungskarten, Scheckbüchern, Kredit- und Bankkarten und schmeißt alles auf den Boden. Alle Dokumente, alles, was mit unserer Identität hier zusammenhängt, ist gefälscht und nachgemacht. Ich hole aus dem Wagen einen kleinen Benzinkanister, den wir für Notfälle mitführen, und schütte das Benzin über den kleinen Haufen. Mein gegenwärtiger Name ist Daniel Jones, ich bin in Kalifornien aufgewachsen, der Job meines Vaters als Computerprogrammierer hat uns hierhergebracht. Daniel Jones verschwindet genau in diesem Augenblick. Ich zünde ein Streichholz an, lasse es fallen, das Häuflein brennt. Wieder wird eins meiner Leben ausgelöscht. Wie immer bleiben Henri und ich stehen und blicken ins Feuer. Tschüss, Daniel, war nett, dich zu kennen.

Als das Feuer erlischt, blickt Henri mich an. »Wir müssen gehen.«

»Ich weiß.«

»Diese Inseln waren nie sicher. Es ist zu schwierig, schnell wegzukommen, zu fliehen. Es war dumm von uns, hierherzukommen.«

Ich nicke. Er hat recht, ich weiß es. Aber es fällt mir immer noch schwer, zu gehen. Wir waren hergekommen, weil ich es mir gewünscht hatte; zum ersten Mal hatte Henri mich entscheiden lassen, wohin wir zogen. Neun Monate haben wir hier gelebt – die längste Zeit an einem Ort, seit wir Lorien verlassen haben. Die Sonne, die Wärme wird mir fehlen. Der Gecko, der mich jeden Morgen von der Wand aus beim Frühstück beobachtete. Obwohl es buchstäblich Millionen Geckos in Südflo-rida gibt, schwöre ich, dass dieser mir zur Schule folgte und überall zu sein schien, wo ich war. Ich werde die Gewitter vermissen, die aus dem Nichts kommen, die Stille in den frühen Morgenstunden, bevor die Seeschwalben fliegen. Die Delphine,

die manchmal zum Fressen in Strandnähe kommen, wenn die Sonne untergeht. Sogar der Schwefelgeruch von den modernden Seealgen unten am Ufer, wie er ins Haus kriecht und nachts in unsere Träume dringt.

»Werde deinen Sellerie los, ich warte im Truck«, sagt Henri.  
»Es wird Zeit.«

In einem Baumdickicht rechts vom Truck warten schon drei Key-West-Rehe. Ich leere die Sellerietüte vor ihren Hufen aus, krieche vorsichtig an sie heran und streichle eins nach dem anderen. Das erlauben sie mir, sie sind längst nicht mehr so ängstlich. Eins hebt den Kopf und sieht mich mit seinen dunklen, glänzenden Augen an. Es ist fast, als würde sein Blick mich durchdringen, ein Schauer läuft mir über den Rücken. Dann senkt es den Kopf und frisst weiter.

»Macht's gut, ihr kleinen Freunde«, verabschiede ich mich, dann gehe ich zum Wagen und klettere auf den Beifahrersitz.

Wir beobachten in den Seitenspiegeln, wie das Haus kleiner wird, bis Henri auf die Hauptstraße biegt und es ganz aus unserem Blickfeld verschwindet. Es ist Samstag. Wie wohl die Party ohne mich weitergegangen ist? Was erzählen sie sich über die Art, wie ich verschwunden bin, was werden sie am Montag sagen, wenn ich nicht in die Schule komme? Ich wollte, ich hätte mich verabschiedet. Ich werde keinen, den ich hier gekannt habe, je wiedersehen, nie wieder mit einem von ihnen sprechen. Und sie werden nie erfahren, wer ich bin und warum ich gegangen bin. Nach ein paar Monaten, vielleicht schon nach ein paar Wochen wird vermutlich keiner mehr an mich denken.

Bevor wir zum Highway kommen, hält Henri zum Tanken. Ich blättere inzwischen in dem Atlas, den er neben dem Sitz aufbewahrt. Den Atlas haben wir seit unserer Ankunft auf diesem Planeten. Darin sind Linien zu und von jedem Ort gezogen, an dem wir gelebt haben. Inzwischen kreuzen die Linien durch

die gesamten Vereinigten Staaten. Wir wissen, dass wir den Atlas loswerden sollten, aber er ist wirklich der einzige Nachweis unseres gemeinsamen Lebens. Normale Menschen haben Fotos, Videos, Tagebücher – wir haben den Atlas. Jetzt sehe ich, dass Henri eine neue Linie von Florida nach Ohio gezogen hat. Bis jetzt haben wir in einundzwanzig Staaten gewohnt, aber noch nie in Ohio. Wenn ich es mir vorstelle, denke ich an Kühe, Mais und nette Leute. Auf dem Autonummerschild von Ohio steht: **THE HEART OF IT ALL**. Was **ALL** sein soll, weiß ich nicht, aber wahrscheinlich werde ich es herausbekommen.

Henri kommt zurück. Er hat zwei Flaschen Limonade und eine Tüte Chips gekauft. Jetzt fährt er los, dem Highway One entgegen, der uns nach Norden bringt. Er greift nach dem Atlas.

»Glaubst du, es gibt Menschen in Ohio?«

Er lacht. »Ein paar wahrscheinlich schon. Und vielleicht haben wir Glück und entdecken dort sogar Autos und einen Fernseher.«

Ich nicke. Vielleicht wird es nicht so schlimm, wie ich glaube. »Was hältst du von dem Namen John Smith?«

»Willst du so heißen?«

»Ich glaube schon.« Ich war noch nie ein John oder ein Smith.

»Einen weiter verbreiteten Namen gibt es kaum. Ich würde sagen: Nett, Sie kennenzulernen, Mr. Smith.«

Ich lache. »Ja, ich glaube, John Smith gefällt mir.«

»Wenn wir halten, mache ich deine Dokumente fertig.«

Nach einer Meile sind wir von der Insel runter und überqueren eine Brücke. Unter uns fließt das Wasser, es ist ruhig, das Mondlicht schimmert auf den kleinen Wellen und malt ihnen weiße Tupfen auf die Kronen. Rechts ist das Meer, links der Golf; eigentlich ist es dasselbe Wasser, aber es trägt verschiedene Namen. Ich würde gern weinen, verkneife es mir aber. Natur-

lich bin ich traurig, weil ich Florida verlassen muss, aber vor allem habe ich es satt, davonzulaufen, mir alle sechs Monate einen neuen Namen zuzulegen. Ich habe genug von neuen Häusern und neuen Schulen. Ob wir damit jemals werden aufhören können?